

**Eine Rezension von Peter Kersche,  
durchschossen mit Kommentaren von biF,  
oder: Wissenschaft vs. Massenschaft.**

Bernd-Ingo Friedrich: Heinrich Stieglitz, ein Denkmal. Erster Teil. - Neustadt an der Orla: Arnshaugk Verlag 2018. 540 S. mit 4 S-W-Abb., 21,5 x 15,5 cm. 58,00 Euro. ISBN 3-944064-88-7.

Bernd-Ingo Friedrich: Heinrich Stieglitz, ein Denkmal. Zweiter Teil. Anhänge, Nachklänge und Register. - Neustadt an der Orla: Arnshaugk Verlag. 434 S. mit 5 S-W-Abb., 21,5 x 15,5 cm. 58,00 Euro. ISBN 3-944064-89-5. \* Erscheinungstermin: 14.2.2019

Der Rezensent hat von dem „Stieglitz“ offenbar wenig gelesen und kann daher so gut wie nichts darüber sagen. Die folgende Statistik spricht für sich:

Inklusive obige bibliographische Angaben und zwei überflüssige Fußnoten ist die Rezension 9.475 Zeichen = rund 6,3 Normseiten der VG-Wort stark. Der reine Text besteht aus 8.694 Zeichen = 5,8 Seiten. Davon sind 745 Zeichen echt vergeudet, denn sie setzen sich lediglich zu Bemerkungen über den Autor zusammen, welcher seinerseits sogar auf Nennung seines Namens auf den Bucheinbänden verzichtet hat. Diese wurden dem Titel des 1834 gleichfalls anonym erschienenen Bandes *Charlotte Stieglitz, ein Denkmal* nachempfunden.

2.228 Zeichen sind pure Angeberei, 1.431 halte ich für komfortable Erbsenzählerei, aber darüber ließe ich ggf. mit mir streiten. – Macht 4.404. Für das Werk und Heinrich Stieglitz bleiben ganze 4.290 Zeichen, also weniger als 50 % Informationen von einiger Relevanz übrig. Ich habe die Rüben wie das Kraut des Rezensenten im Folgenden in der 10 Punkt Arial belassen; meine zusätzlich grünen Zwischenrufe haben die 12 Punkt Times New Roman abbekommen, die Unterstriche im Original markieren inkriminierte Sätze und Satzteile.

Das monumentale Werk von Bernd-Ingo Friedrich über den deutschen Dichter Heinrich Stieglitz (22. Februar 1801 in Arolsen, heute Bad Arolsen, Hessen - 23. August 1849 Venedig) beeindruckt zunächst

(Fortsetzung fehlt)

schon durch seinen Umfang. Immerhin werden auf 972 Seiten, verteilt auf zwei Bände, das Leben und das Werk des heute wenig bekannten Autors ausgebreitet

besser: aufbereitet; noch besser: erstmalig aufbereitet, denn bis dahin hatte sich noch niemand ernsthaft mit Heinrich Stieglitz befaßt. Der große Umfang der Arbeit über den literarhistorisch marginalen, methodisch jedoch höchst aufschlußreichen Gegenstand erklärt sich aus dem wortwörtlichen Abdruck umfangreicher zeitgenössischer Quellen, ohne die eine gerechte Beurteilung der recht komplizierten Verhältnisse vor mittlerweile fast schon 200 Jahren nicht möglich gewesen wäre. Entsprechend der obigen Zählung enthalten die Bände zusammen übrigens 2.106.991 Zeichen, was 1.405 Normseiten entspricht.

Ebenfalls werden die meisten Arbeiten über Stieglitz kritisch durchleuchtet. Häufig stößt der Autor auf Unstimmigkeiten und Ungenauigkeiten, über die er sich ärgert.

Der Autor ärgert sich vor allem über Arroganz, Ignoranz, Schlamperei und Lügen.

Besonders empört er sich über die Germanistik. In seiner Zusammenfassung zitiert er Noam Chomskys – einen

**Fehler:** hier sollte entweder „Chomsky – einen“ mit Doppelpunkt hinter „Gegenwart“ oder „Chomskys – eines [...] Satz“ (Aussage, Behauptung o. ä.) stehen

der bekanntesten US-amerikanischen Sprachwissenschaftler der Gegenwart – „*In den Sozial- und Geisteswissenschaften gibt es nichts, was die geistige Kapazitäten eines normalen Fünfzehnjährigen übersteigen würde*“, (Teil 2, 371) allerdings ohne Angabe der genauen Quelle.

Ich hielt sie an dieser Stelle – wie auch unter den zahlreichen Mottos – für vernachlässigbar; der Satz quoll mir aus: Noam Chomsky, *Von Staaten und anderen Schurken/ Aphorismen und Sarkasmen*, Leipzig 2004.

Wer ist eigentlich dieser Heinrich Stieglitz? Die meisten Leser haben keinerlei Assoziationen bei der Erwähnung dieses Namens. Bekannt wurde der seinerzeit erfolgreiche Dichter

hört! hört! und seht Kersches Worte „mäßige poetische Begabung“ unten

vor allem durch den am 29.12.1834 erfolgten Suizid seiner erst 28-jährigen Frau Charlotte Stieglitz.

Und weiter geht's – wie im Folgenden gewöhnlich – mit CHARLOTTE Stieglitz, mit der ich mich – ausweislich meines Buchtitels – *nachrangig* befaßt habe

Karl Gutzkow sah in diesem Selbstmord ein besonders tragisches und gedenkenswertes Ereignis. Seine Meinung lautet: „*Seit dem Tode des jungen [Karl Wilhelm] Jerusalem [dem Vorbild für Goethes „Leiden des jungen Werthers“] und dem Morde Sands [Carl Ludwig Sand, Burschenschafter und Mörder des Dichters August von Kotzebue] ist in Deutschland nichts Ergreifenderes geschehen, als der eigenhändige Tod der Gattin des Dichters Heinrich Stieglitz.*“<sup>1</sup> Goethes 1774 anonym erschienener Briefroman löste das Wertherfieber aus. Eine Selbstmordwelle war die Folge. Den Freitod des Philosophen Jerusalem am 30.10.1772 (er schoss sich in den Kopf) führte Goethe neben anderen Gründen auch auf den Lebenskel (taedium vitae) zurück.

Mit Gutzkows dummdreisten Sottisen gegen seinen damals noch erfolgreicherer Kollegen Stieglitz habe ich mich in der „Lumpenkammer“ (II:240–243) gebührend auseinandergesetzt. Seine albernen Charlotte Stieglitz betreffenden Hyperbeln habe dabei ich nur widerwillig demontiert, denn eigentlich haben sie in einem Buch über Heinrich Stieglitz nichts zu suchen. Nach der Lektüre *meines* „Stieglitz“ sollte Kersche eigentlich wissen, daß Charlottes Suizid weder mit dem „Lebenskel (taedium vitae)“ noch mit der über zwei Generationen zuvor grassierenden Werther-Hysterie zu tun hatte. Charlotte Stieglitz hielt nicht viel von Goethe.

Friedrich bekennt, dass er sich nach der „*vierjährigen Schinderei*“ (Teil 2, 371) mit der Geisteswissenschaft nicht mehr abgeben will

besser: *den Geisteswissenschaften*. Das obige Chomsky-Zitat und mein eben zitierter Vorsatz scheinen das Einzige zu sein, was den Rezensenten nachhaltig beeindruckt hat. Tatsächlich schreibe ich außer Geleitwörtern, um die man mich manchmal bittet, gelegentlichen Verteidigungen und Briefen/Emails gar nichts mehr, weil die unaufhaltsame Verlotterung der deutschen Sprache sinnvolle Kommunikation zunehmend ausschließt.

Als Marcel Reich-Ranicki 2001 „Das Literarische Quartett“ verließ, begründete er seinen Schritt mit den Worten, er habe keine Lust mehr, hundert schlechte Bücher zu lesen, um überhaupt erstmal eins zu finden, das eine Besprechung wirklich lohne. Im Falle Stieglitz betrug dieses Verhältnis mindestens 300 zu 0 (in Worten: Null). Dieses erstaunlich und gleichzeitig unmöglich eindeutige Mißverhältnis bot jedoch die wohl einmalige Gelegenheit, das Elend der rezenten GW Germanistik in einer Reinkultur vorzuführen.

Der Literaturwissenschaftler Hans Ulrich Gumbrecht ist ebenfalls vom nahen Ende der klassischen Geisteswissenschaften überzeugt. Seiner Meinung nach seien sie nur noch dafür gut, Hochschullehrern das Niveau ihres Einkommens zu garantieren. (Andreas Kablitz, „Geisteswissenschaften am Ende? Apokalyptiker und Alimentierte,“ *FAZ* v. 09.11.2019.)

Die Masse der Intellektuellen denke nicht mehr, sondern beschränke sich darauf, als Verstärker feststehender, nicht mehr geprüfter Meinungen und eines auf ihnen beruhenden vermeintlichen moralischen Konsenses zu wirken. (Gumbrecht, „Der Sommer 2020 markiert das Ende von uns Intellektuellen: wie wir zu Claqueuren der Mehrheitsmeinung geworden sind, ohne es zu merken.“ Nachzulesen in der *NZZ* vom 08.08.2020.)

Um es in Form einer Parabel zu sagen: Was würde wohl passieren, wenn man einem Maurer einen Schwamm in die Hand drückte und behauptete, er sei ein Ziegelstein? Der Maurer würde einem einen echten Ziegel nachwerfen und brüllen: „Das ist ein Ziegelstein, du Idiot!“ – Was tut ein Akademiker, der einen Ziegel zwar definieren kann, aber noch nie einen in der Hand hatte? Er vermisst den Stein, erklärt: „24 x 11,5 x 7,1 – paßt“ und – verarbeitet ihn. *Genau so* geht es heute in den Geisteswissenschaften zu. Defizite werden kompensiert, indem die Wissenschaft durch eine dubiose „Massenschaft“ ersetzt wird. Auf einer Tagung des Archivverbundes Bautzen prophezeite die Leiterin des Staatsfilialarchivs, Aufgabe der Archive werde in Zukunft weniger das Sammeln als vielmehr das Sichten und Aussortieren des *nicht* Sammelwürdigen sein. Das heißt, nur wer sein Baumaterial mit Bedacht auswählt, ist imstande, ein belastbares Gebäude zu errichten. Wer wahllos zusammenträgt, was sich zum Bauen eignen *könnte*, wird sich eines Tages damit begnügen (müssen), den *Anschein zu erwecken*, er sei zu einem Bauwerk imstande. In den sogenannten Geistes-Wissenschaften, wo vermöge einer staatlich garantierten „Freiheit der Wissenschaft“ jeder sein eigener Hanswurst sein kann und darf, wird unkritisch mit- und fortgeschleppt, was irgendwann einmal auf Papier gelangte. Was daraus entsteht, hat allenfalls noch den Gebrauchswert einer Skulptur von Tinguely. (Vgl. Briese & Wülfig II:320–326.)

In einem „Ein vergessener Dichter“ überschriebenen Stieglitz-Komprimat Kerschens, das mir – leider ohne Fußnoten – am 10.10.2020 per Email über den Verleger meines „Stieglitz“ zugeing, habe ich das folgende einschlägige Prachtstück gefunden:

„Stieglitz klagte in seiner Selbstbiographie<sup>12</sup>: *„Im Frühling 1833 trat wieder eine jener Blutkrisen bei mir ein, die, gegen die edelsten Organe, Herz und Hirn, sich wendend, Charlotten dann und wann doch ernstliche Besorgnis für mich einflößten.“* Was genau unter dieser Blutkrise zu verstehen ist, weiß ich nicht, wahrscheinlich handelt es sich um eine Modekrankheit [sic!] jener Zeit. Das *Lexikon der historischen Krankheitsbezeichnungen*<sup>13</sup> steht mir nicht zur Verfügung [schlappe Nummer], so dass ich mich nicht näher informieren kann. Ohnehin ist es zweifelhaft [richtig geahnt!], ob diese Quelle eine plausible Erklärung anbietet. Die Erläuterungen zu der sogenannten Blutkrise in neueren Nachschlagewerken [welchen?] sind unbrauchbar.<sup>14</sup> Andere Autoren [welche?] benannten sein Leiden u. a. [!] als *Blutwallung, Blutschwindel, geistige Schwindsucht, Hypochondrie, hypochondrische Anwendung, Niedergeschlagenheit, Trübsinn, inhaltlose Verzweiflung, ermüdeten und erkrankter Geist, Seelenkrankheit, selbstgemachtes Leiden, stumpfsinniges Brüten, Miselsucht, geistige Lethargie, geistige Ohnmacht, wehmütige Selbstquälerei, Missmut, zerstörtes Gemütsleben, selbstquälerische Melancholie, Seelenschmerz, hypochondrische Stimmung, trübe Gemütsstimmung, Zerrissenheit oder Dumpfheit.*“

Kersche holt also einen vermeintlichen Baustein nach dem anderen aus einem Schlamm (besser: einer Gülle), den (die) ich weiter unten skizzieren werde, und versucht gar nicht erst, daraus etwas Sinnvolles zu basteln. Ich habe dergleichen konsequent gemieden; lediglich der von Karl Gutzkow perfide ins Spiel gebrachten Miel- oder Mieselsucht habe ich (II:240 f.) knapp 2.000 Zeichen gewidmet. Eine Grundregel der zur Stieglitz-Zeit noch sehr jungen Psychiatrie lautete bereits, daß vor der Annahme von Geisteskrankheiten alle organischen Ursachen für psychische Auffälligkeiten auszuschließen seien, nur kannte man damals weder Mikroben noch ihre Toxine. „Über die Infektiologie hinaus waren ganze Krankheitsbilder wie Hypertonie [!] oder Myokardinfarkt unbekannt.“ (II:115.)

Aus den fünf in der *Primärliteratur* zu entdeckenden medizinischen Schlüsselbegriffen *Schleimfieber, nervöses Schleimfieber, Nervenfieber; gastrische Ruhr* und *Gallenruhr* ließ

sich rekonstruieren, daß Heinrich Stieglitz mit 99-prozentiger Wahrscheinlichkeit (100 % wären nur durch einen Labortest zu erlangen) seit 1826 an den gravierenden Spätfolgen einer Typhuserkrankung litt und Charlotte davon vermutlich ebenfalls betroffen war. (Ausführlich begründet im Exkurs „Die Medizin im Biedermeier“, I:112–150.)

Dafür habe ich u. a. fünf Bände (von 14) des in den 1840-er Jahren erschienenen *Universal-Lexicons der practischen Medicin und Chirurgie* etc. (aus dem Internet) benutzt sowie zwei Ausgaben (1 gekauft, 1 ausgeliehen) des „Pschyrembel“. (Weitere wichtige Literatur findet sich im „Stieglitz“ I:114 u. 140 anderthalb seitenlang beschrieben.)

Ich wiederhole kurz: „Friedrich bekennt, dass er sich nach der ‚vierjährigen Schinderei‘ (Teil 2, 371) mit der Geisteswissenschaft nicht mehr abgeben will“ und dass er sich bei der Abfassung des *Denkmals* mit ähnlichen Schwierigkeiten konfrontiert sah, wie Arno Schmidt bei seinem biographischen Versuch „*Fouqué und einige seiner Zeitgenossen*“, der „zwei mal zehntausend Arbeitsstunden“ in sein Mammutwerk investierte. In diesem findet sich übrigens eine kurze Charakterisierung des weitgehend in Vergessenheit geratenen Autors „*Stieglitz, von mir* [=Friedrich de la Motte Fouqué] *so gut gekannt als wenige Menschen, ist ein verjüngter Zeune* [Johann August] ... *harmlos in Absicht und Handlung wie ein Kind, weich und sich selbst anklagend, wie ein Beichtender. Winkelzüge hat er noch weniger als ich.*“<sup>2</sup>

Eine Dreistigkeit! Kersche wechselt einfach die in meinem „Stieglitz“ (I:13, Anm. 5) benannte Quelle aus: Während ich Arno Schmidt nach dem Text der Erstausgabe in der „2. verbesserten und beträchtlich vermehrten Auflage 1960“ mit dem Erscheinungsjahr 1975 zitiere, macht Kersche (s. Fußnote 2) die (dilettantische) Angabe „Bargfelder Ausgabe“ etc. Derart läßt er den Leser glauben, er selbst sei der glückliche Finder des Schmidt-Zitats.

Der Aufbau des Werkes ist übersichtlich gestaltet. Im ersten umfangreicheren Band wird das Material chronologisch vorgeführt.

„Ausgebreitet“, „vorgeführt“ – als ob der Sinn des Ganzen nur darin bestünde! Für Kersche mag das ja eine befriedigende Option sein – doch ich stelle keine Kenntnisse zur Schau, sondern benutze sie, um „das berühmte Ziel des Historikers zu erreichen: zu sagen, wie es wirklich war“. (Barbara Tuchmann, *Der ferne Spiegel*, Düsseldorf 1980.)

Darstellungen über unterschiedliche, die Zeit betreffende Themen, werden in Exkursen abgehandelt. Näher betrachtet wird etwa die Hygiene in Berlin, die Medizin im Biedermeier [s. oben] und das Junge Deutschland. Der königlichen Bibliothek in Berlin, in der Stieglitz arbeitete, wird viel Aufmerksamkeit geschenkt. Es werden sogar die einzelnen Mitarbeiter vorgestellt (Teil 1, 198 ff.). Selbstverständlich wird dem politischen und literarischen Umfeld des Vormärz die notwendige Beachtung zuteil.

Alle Exkurse dienen ebenfalls nur dem *einen Zweck*: „das berühmte Ziel des Historikers zu erreichen: zu sagen, wie es wirklich war“. (A. a. O.) – Es folgt: raumfüllende = zeitsparende Erbsenzählerei. Dafür genügt es nämlich, sich an Verzeichnissen, Überschriften und markanten Absätzen entlang zu hangeln.

Stationen im Leben von Stieglitz sind Arolsen, Gotha, Göttingen, Leipzig, Berlin, St. Petersburg (Juni bis Ende September 1833), Moskau (Teil 1, 359), Kissingen (Badekur, 28. August bis 3. Oktober 1834), Schlesien (Wanderungen ab 10. August 1835), Muskau (Besuch bei Leopold Schefer, Juli/August 1836), München (Umzug, November 1836), Bayern, Tirol (Streifzüge, Herbst 1837), Venedig (Umzug, September 1838, wo er sich mit kürzeren oder längeren Unterbrechungen niederläßt), Istrien (Reise, Frühling 1839), Rom (ab Oktober 1840), Montenegro (Reise, 1841), Istrien und Dalmatien (1845), und Rom (Aufenthalt, Herbst 1846 und zweimaliger Besuch 1847). Ein nicht datierter Kurzbesuch in Prag wird ebenfalls erwähnt (Teil 1, 461). Damit sind aber keinesfalls alle von Stieglitz aufgesuchten Orte aufgezählt.

(Keinesfalls aufgezählt sind auch die Band- und Seitenangaben für alle von Kersche aufgezählten Orte. Diese gibt es nur für zwei von zwanzig. Dann war Kersche mit seiner Geduld vermutlich am Ende ...)

Den Spuren von Stieglitz wird gründlich wie noch nie zuvor nachgegangen, es werden nicht nur gedruckte Quellen herangezogen sondern auch Urkunden. So werden z. B. die Entlassungsgesuche an die königlichen Bibliothek in Berlin abgedruckt (Teil 1, 391 ff.; 1, 395 ff.; 1, 399 f.).

Mit „z. B.“ macht man nichts falsch, wirkt aber auch nicht sehr überzeugend. Die detailliert beschriebenen „Acta/ betr. den Custos Dr. Stieglitz/ 1824–1835“ (I:103) enthalten wesentlich mehr als nur Entlassungsgesuche, z. B. auch die vom Rezensenten offenbar unentdeckte, *medizinisch* (vgl. oben) und *psychologisch* ergiebige Artikelserie von Dr. Moritz Strahl aus dem *Gesellschafter* (II:219–222). Vor allem die vollständig abgedruckten Akten und einige aus guten Gründen ebenfalls vollständig abgedruckte Briefe Charlottes haben dem „Denkmal“ für *HEINRICH Stieglitz* das vorliegende Volumen beschert.

Anthologien (Teil 1, 116 ff.; 2, 262 ff.), Lexika (Teil 2, 213 ff.) und Literaturgeschichten werden herangezogen, um die Beachtung des Autors [welchen?] festzustellen. Besonderes Augenmerk wird den Vertonungen von Stieglitz-Gedichten gezollt (Teil 2, 163-196),

jawoll, denn: „Vertonungen literarischer Texte stellen einen bedeutenden Teil der Wirkungsgeschichte eines Dichters [...] dar“. (II:163.)

wobei die Komponisten alphabetisch aufgelistet und mehr oder weniger genau in Kurzbiographien vorgestellt werden,

**falsch:** zwei Komponisten blieben anonym, zu einem fand sich nur der Familienname, zu einem nur das Geburtsdatum, zu einigen kein Geburts- bzw. Sterbeort, zu vieren weder Lebens- noch andere Daten, zwei Zuschreibungen sind fraglich. Die Komponisten ausführlich („genau“) vorzustellen, verbot sich von selbst; allein über Felix Mendelssohn und seine Schwester beispielsweise wurden unzählige Bücher geschrieben.

dabei unterlief Friedrich auf S. 192 ein Alphabetisierungsfehler, Carl Friedrich Zelter wird nach Simon Anton Zimmermann gereiht.

(Ein „Alphabetisierungsfehler“ ...)

Die Komponisten sind nicht ins sehr nützliche Personenverzeichnis aufgenommen worden. Eigentlich schade! So viel Mehrarbeit wäre es auch nicht gewesen.

Schade? Getrieft! Das Personenverzeichnis umfaßt 15 Seiten, zweispaltig gesetzt in der abweichenden, kleineren Schriftgröße 10. „Mit Rücksicht auf den Umfang des Ganzen“ (wurden einige Personen nicht in das Verzeichnis aufgenommen). „Drei Anhänge, die an sich schon Register darstellen („Heinrich Stieglitz‘ Publikationen“, „Nachlässe und anderes“, „Vertonungen von Gedichten“) wurden gar nicht berücksichtigt.“ (II:419.)

Erfasst wurden 62 Komponisten mit 112 vertonten Gedichten in Drucken und Handschriften.

Ärgerliche Schlamperei: Die 112 Gedichte sind rund 300 Mal vertont worden.

Den meisten Kurzbiographien folgen die genauen Literaturangaben, darunter finden sich viele Hinweise auf Rezensionen oder Ankündig[un]gen in Zeitschriften und Zeitungen.

Hier hat Kersche glatt vergessen zu glänzen. In dem schon angesprochenen Pamphlet „Ein vergessener Dichter“ nennt Kersche nämlich acht (von 54) Komponisten, die in meinem „Stieglitz“ noch fehlen. (Meine „Bibliographie wurde im Juni 2017 abgeschlossen“, II:164. Seitdem haben einige Musikverlage ihre Archive geöffnet, sind Internet-Ressourcen wie OPAC RISM reichhaltiger geworden.) Die aktuelle Zahl könnte also die 70 sein. Leider nennt Kersche nur karge Lebensdaten und keine Vertonungen.

**Fehler:** Beethoven hat *kein* Gedicht von Stieglitz vertont. Hier liegt sicher eine Verwechslung vor mit: Friedrich Silcher, *Persischer Nachtgesang. Nach dem Allegretto aus Beethoven, Symfonie Nr. 7 in A*, Stuttgart 1846. (Vgl. „Stieglitz“ II: 188 f.)

Es folgt: Pure Angeberei. Ich erinnere daran, daß die Spekulationen um den Tod der Ehe- und Hausfrau CHARLOTTE Stieglitz *nicht* mein Thema waren, oder sind.

Am wenigsten genau ist das Nachleben von Stieglitz und seiner Frau in der Belletristik erfasst. Sicher sind auch hier etliche Bearbeitungen genannt, etwa Peter **Hacks**, den Friedrich „*an sich sehr*“ schätzt, der „*ein herz- und gefühllos-bizarres Schmierstück verfertigt*“ hat mit dem Titel „Musen“ (1981) (Teil 2, 335), Hans **Kysers** Schauspiel „*Charlotte Stieglitz*“ (1915) und **Sanct-Hilars** [d. i. Gustav **Benedix**] fünftaktiges Drama „*Charlotte Stieglitz, die unglückliche Frau eines unglücklichen Mannes*“ (1859). Unerwähnt bleiben Michael **Cerhas** (1953-) Roman „*Kunstpause*“ (1982), Willi (Richard) **Fehses** (1906-1977) Erzählung „*Charlotte Stieglitz*“ (In: Tat. Schweizerische unabhängige Tageszeitung, Zürich, 1.12.1962), Theodor **Glöckners** Roman „*Neues Leben. Geschichte der Charlotte Stieglitz*“ (1909), Béla **Lázars** (1869-1950) Kurzgeschichte „*Myria*“ (1895), Felix **Lützkendorfs** (1906-1990) Tragödie „*Opfergang*“ (1939), Otto **Ludwigs** (1813-1865) allerdings nur geplantes Trauerspiel „*Charlotte Stieglitz*“, Fritz **Mauthners** (1849-1923) Kurzprosa „*Das Opfer*“ (In: Lügenohr. Fabeln und Gedichte in Prosa, 1892. In dieser skurrilen Geschichte wird Stieglitz zu einem schlechten Maler, der von seinem großen Bild „*Das Opfer*“ träumt, zu dem ihm aber das Modell fehlt. Daraufhin entschließt sich die Geliebte, sich als Modell mit dem gewünschten Lächeln zu erdolchen. Das Meistergemälde gelingt trotzdem nicht),

Idiotien wie Mauthners „Lügenohr“-Injurie und ähnliche „Schurkenstücke“ habe ich aus zwei Gründen ignoriert: Weil sie für Heinrich Stieglitz' Biographie Null Komma Nichts hergeben, und weil ich den menschlichen Dreck verachte, der das tragische Schicksal zweier integrierender Menschen schamlos entwürdigt, damit das diffuse Lichtlein seines erbärmlichen Un-Geistes wenigstens ein *bißchen* funzeln kann. Ein vollkommen ausreichendes, hoffentlich auch abschreckendes Beispiel dafür habe ich – Ehre, wem Ehre gebührt – ohne namentliche Nennung des gänzlich empathiefreien Urhebers mit der „Ein Österreicher“ betitelten Abschrift mitgeteilt. (II:355–357, drei eigentlich verschwendete Seiten!)

Leonie **Meyerhofs** (Pseudonym: Leo Hildeck, 1858-1933) Novelle „*Zu glücklich*“ (In: Der goldene Käfig und andere Novellen, 1892), Franz **Nabls** (1883-1974) Versdrama „*Weihe*“ (1905), Ivan **Pregeljs** (1883-1960) Kurzprosa „*Slovstvena balada*“ (In: Dom in svet, 1917. Aus Charlotte wird Daphne), die ich ins Deutsche übersetzte (*Literarische Ballade*. In: Poesie. Zeitschrift für Literatur, Basel, 1. Jg., (1972), H. 4, S. 11; Neuübersetzung mit ausführlichen Anmerkungen. In: LOG. Zeitschrift für internationale Literatur, Wien, 2016), Ernest[-Antoine] **Seillières** (1866-1955) Liebestragödie „*Une Tragédie d'Amour au Temps du Romantisme. Henri et Charlotte Stieglitz*“ (Paris 1909),

**Fehler:** Seillière de Labordes „Liebestragödie“ ist in meinem „Stieglitz“ sieben Mal zu finden: Je einmal im Inhalts-, Literatur- und Personenregister, einmal im laufenden Text (II: 228) und dreimal unter „Fremdsprachige Bücher“, dort (II:367) auch mit Kommentar: „Seillière de Laborde war – auf seine Stieglitz-Kenntnisse bezogen – ein Hochstapler“ und der Richtigstellung: „Das Buch enthält *keine* unveröffentlichten Dokumente von Heinrich oder Charlotte Stieglitz!“

August **Stramms** (1874-1915) verschollenes Drama „*Das Opfer*“ (1909) und Paul **Wieglers** (1878-1949) Erzählung „*Die große Liebe. IV. Selbstmord einer Schriftstellergattin. Heinrich und Charlotte Stieglitz*“ (In: Die literarische Welt, 1926; Die große Liebe. Wie sie starben. Dichter- und Frauenporträts [1926]).

Ende der Aufzählung. Man sieht: Es handelt sich durchweg um Beiträge, die *eine einzige sensationelle Episode* aus dem Leben von Heinrich Stieglitz ausschlichten.

Im zweiten Band mit dem Untertitel *Anhänge, Nachklänge und Register* wird beispielsweise ausführlich die deutsche Orientdichtung erörtert.

Hier fragt der Leser, der „keinerlei Assoziationen bei der Erwähnung“ des Namens Stieglitz hat, sich natürlich: Warum? Aus dem „Kersche“ ist diesbezüglich nichts herauszukriegen. Nun: Alle Anhänge dienen ebenfalls nur dem *einen Zweck*: „das berühmte Ziel des Historikers zu erreichen: zu sagen, wie es wirklich war“. (A. a. O.)

Die Anhänge 1 bis 4 (II:11–102) heißen: „Der Dichter Heinrich Stieglitz“, „Die deutsch-orientalische Dichtung“, „Heinrich Stieglitz‘ *Bilder des Orients*“ und „Heinrich Stieglitz‘ ‚China‘“. Sie ermöglichen eine erste Einordnung der Hauptwerke des „Ethnologen unter den Deutsch-Orientalen“ und ermöglichen ihre gerechte Bewertung. (Vgl. Friedrich, „Heinrich Stieglitz. Der Dichter als Ethnologe“ in den *Marginalien* -> Literaturverzeichnis.)

Bei der Gelegenheit möchte ich auch auf eine von Kersche übersehene Publikation hinweisen, die man als den schmalen, aber umso kernigeren dritten Band meines „Stieglitz“ bezeichnen könnte und ebenfalls gelesen haben sollte. *Beiläufiges zur Wahrnehmung Chinas in der Literatur des Biedermeier*. Gossenberg: OSTASIEN Verlag 2016. (Reihe Gelbe Erde 12.) (Erwähnt in I:159, 221 u. 452; II:19, 38, 39, 47, 64, 77, 84, 85, 88, 89, 99, 128, 318, 334 u. Literaturverzeichnis; ausdrücklich zur Lektüre empfohlen I:297 u. 344; II:87. Vgl. dazu den Anhang „Ich bin einem Phänomen auf der Spur“.)

Hier kommt aber vor allem die Sekundärliteratur unter die Lupe.

**Falsch:** Hier kommt vor allem jene Literatur unters Mikroskop, die das Zerrbild von HEINRICH Stieglitz entscheidend mitgeprägt hat. Die Sekundärliteratur wäre mir so ziemlich egal gewesen, wenn sie die von der Primärliteratur vorgegebene Prägung nicht so maßlos vergrößert hätte. Deshalb habe ich sie auch nicht in formale, sondern 13 inhaltlich bedingte Abteilungen zwischen akzeptabel und Dünnschiff gegliedert, wobei „Die Lumpenkammer“ (mit Karl Gutzkow als Erstem) das Herzstück bildet. Demgemäß spielen nebensächliche Veröffentlichungen oder gar Erwähnungen wie die von Kersche in seinen Anmerkungen zu Pregeljs *Literarischer Ballade* aufgereihten von Immermann, Uhland oder Karoline Bauer darin dieselbe Rolle wie das von Kersche weiter oben bemängelte Dutzend, nämlich keine. Im Übrigen habe ich nach Abschluß meiner Arbeit am „Stieglitz“ sämtlicher Sekundärliteratur des 20. und 21. Jahrhunderts, die sich in meinem Besitz befand, den einzigen ihr gebührenden Platz zugewiesen, nämlich den in einer blauen Mülltonne, allen voran dem psychedelischen Gedöns von Schneider (Manfred) und Nitzschke – s. oben, Stichwort „Dreck“.

Wichtige Informationen kann man den Abschnitten *Heinrich Stieglitz‘ Publikationen* (Teil 2, 103-122), *Nachlässe, Briefe und anderes* (Teil 2, 123-126), dem *Verzeichnis der benutzten Literatur* (Teil 2, 375-412), wobei die wenigen Archivalien (Teil 2, 375) gesondert aufgelistet werden und den *Häufig konsultierte[n] Webseiten* entnehmen. Abschließend folgt das *Personenverzeichnis* (Teil 2, 419-433).

Mehr Unveröffentlichtes als die „wenigen Archivalien“ (immerhin 612 Zeichen, bei Kersche sind es exakt Null; ihm war das Ausleihen eines medizinischen Wörterbuches schon zu viel, s. oben) war trotz vierjähriger Suche leider nicht zu finden. Verschiedene Gründe dafür habe ich im Anhang 6 (Nachlässe, Briefe & Anderes) beschrieben. (II:123 f.)

Fest steht: Die „wenigen Archivalien“ waren mehr wert als alle Sekundärliteratur zusammen genommen. Leider scheinen Germanisten Archivarbeit zu scheuen wie die Pest. Oder SARS. Es folgt: der Kersche’schen Erbsenzählerei zweiter Streich.

Neun Abbildungen bereichern die Respekt einflößende Recherchearbeit

na, schön, wenn schon nicht *diskutabel*, dann wenigstens *respektabel*; Fleiß: 1, Inhalt: wißmanich (s. ganz oben).

und zwar Heinrich von Stieglitz

recte: Heinrich – ohne „von“ – Stieglitz

(Öbild von Friedrich von Amerling, 1, 2), Charlotte Stieglitz (Lithographie v. Beck, 1, 39), die Gedächtniskirche Leipzig-Schönefeld (1, 264), Heinrich Stieglitz (Federzeichnung von Bonaventura Genelli, 1, 479), Titelblatt des Ersten Bandes der *Bilder des Orients* von Heinrich Stieglitz, Leipzig 1831 (2, 2), Brief von Charlotte Stieglitz an Theodor Mundt (2, 74), Brief von Heinrich Stieglitz an Leopold Schefer (2, 126), Titelblatt der *Bilder des Orients, komponiert von Carl Loewe* (2, 197) und das Titelblatt des Buches von Heinrich Stieglitz *Die Sibylle in Cervaro. Rom, im Frühling 1847* mit der handschriftlichen Widmung an die Wienerin Rosalinde Henneberg [verh. Gerold], Venezia 3.3.1848 (2, 372). Hervorheben möchte ich auch das *Biogramm* (1, 534-539). Zum Gelingen des Buches trugen auch zahlreiche Hinweisgeber bei, bei denen sich der Verfasser bedankt (1, 7).

Bei Katrin bedanke ich mich „für Alles“, bei Prof. Reemtsma bedanke ich mich für ein dreijähriges Stipendium, bei Prof. Surmann, den Drs. Halter und Schühly für das aufwendige Lektorat, den Verlegern Lammla, Dr. Hanke und Frau Dr. Schaab-Hanke fürs Verlegen, und last not least Dr. Schwarz für ein „Fernstudium“ der Sinologie (s. Anhang). Alle „Hinweise“ waren mit zum Teil erheblichem Arbeitsaufwand verbunden.

Lobende Erwähnung verdienen die trefflichen Mottos, die den meisten Abschnitten vorangestellt wurden und die keiner Zitatensammlung entstammen.

Zwei oft kolportierte Sätze von Max Planck, die im Text (I:117, ebenfalls absichtlich ohne Quellenangabe) zu finden sind, ebenso gut jedoch auch als „Motto“ gedient haben könnten, benennen ein Kardinalsproblem der Wissenschaft.

„Jede neue Erkenntnis muß zwei Hürden überwinden: Das Vorurteil der Fachleute und die Beharrlichkeit eingeschliffener Denkweisen. Irrlehren in der Wissenschaft brauchen 50 Jahre, bis sie ausgemerzt sind, weil nicht nur die alten Professoren, sondern auch ihre Schüler aussterben müssen!“ – Ich habe dem hinzugefügt: „Trifft doppelt zu, wenn mit alten Ansichten mehr Geld verdient werden kann.“

Im vorliegenden Fall ist aus den oben schon genannten Gründen (Eselsbrücke „Geisteswissenschaften“) allerdings – wenn überhaupt noch irgendetwas – zu erwarten: „Wir bleiben, was wir waren,/ und sind noch heut wie vor viel tausend Jahren.“ (Heinrich Stieglitz in „China“, zitiert aus a. O. II:89 u. 98.) – Zur Bestätigung:

Das eigentliche Anliegen Friedrichs ist der Rettungsversuch der Reputation des Heinrich Stieglitz, den er für einen Dichter hält, der besonders ungerecht behandelt worden sei,

**Falsch:** Friedrich *weiß*, daß Heinrich Stieglitz ein Dichter *war* (vgl. die Anhänge 1 bis 4, II:11–102), der besonders ungerecht behandelt *wurde* und immer noch *wird*. Das beweist einmal mehr die vorliegende Rezension von Peter Kersche.

dem Literarhistoriker nur mäßige poetische Begabung, geringe Willens- und Tatkraft zugeschrieben. Sein Werk sei [nein: ist] durch die ständige Wiederholung dieser Einschätzungen vernichtet worden.

Nach den *Griechenliedern* (1823), den *Stimmen der Zeit* (1832) und zahlreichen Gedichten in Zeitungen und Almanachen waren es vor allem die *Bilder des Orients* (4 Bde. 1831–1834),

die den kurzlebigen Ruhm des [Bibliothekars UND] Dichters begründeten. Was er danach schuf, reichte nicht mehr an sie heran. Sie vereinigen mehrere zyklisch angelegte Dichtungen sowie Dramen zu einem Panorama, das den gesamten Orient von Arabien bis China umfasst [...] Das Spätwerk des nach wie vor kränkelnden und zudem schwer traumatisierten Mannes beschränkt sich hauptsächlich auf zwei Gedichtbände, Reiseberichte [die heute wieder aufgelegt werden], eine Übersetzung, eine Biographie und vereinzelte Gedichte. Stieglitz trug auch das Material zusammen, das später zur Grundlage der Biographie des Malers Johann Christian Reinhart wurde. Daneben arbeitete er als Auslandskorrespondent der Augsburger *Allgemeinen Zeitung*. Zuletzt war er Mitarbeiter der von seinem Freund Niccolò Tommaseo unmittelbar nach Revolutionsbeginn 1848 gegründeten Zeitung *La fratellanza dei Popoli* („Die Bruderschaft der Völker“). Heinrich Stieglitz’ groß angelegtes und bereits angekündigt gewesenes Versepos *Venedigs Auf- und Untergang* gilt als verschollen. (Quelle: Wikipedia.)

Widrige Lebensumstände haben Stieglitz zwar arg zugesetzt, trotzdem gelang es ihm, unverwischbare Spuren in seiner Zeit zu hinterlassen. Stieglitz ließ Berlin nach dem Selbstmord seiner Frau Charlotte hinter sich und machte sich nach dem Süden auf. Die letzten elf Jahre seines Lebens verbrachte er vor allem in Venedig, wo er 1849 Opfer der Cholera wurde.

Soso, Urlaub in Venedig. Ja, warum nicht? – „1848/1849 beteiligte Stieglitz sich als Angehöriger der *guardia civica* (der Bürgerwehr) aktiv an der Erhebung der Venezianer gegen die österreichische Besatzung.“ (Wikipedia.) Er war es sogar, der „bei der Einnahme des Arsens durch das Volk dem österreichischen Befehlshaber, General Martini, eigenhändig den Degen abgenommen hatte ...“ (II:520 ff.)

Anmerkungen

- 1) Gutzkow, Karl: Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur. Stuttgart: Balz 1836, Bd. 2, S. 114
- 2) Zitiert nach Schmidt, Arno: Fouqué und einige seiner Zeitgenossen. Bargfelder Ausgabe, S. 447 (Teil 1, 295, Anm. 299)

Siehe oben, „Dreistigkeit“. – Die Bargfelder Ausgabe erschien/erscheint 1986 ff.

Nachzutragen wäre auch die Neuerscheinung: Oertwig, Bernd: Berühmte Tote leben ewig. Berliner Schicksale. 1. Aufl. - Berlin: Verlag für Berlin-Brandenburg 2019 [sic!], S. 77 ff. \* Charlotte Stieglitz. Nadelstiche des Lebens

Es ist nicht nur widersinnig, sondern auch schäbig, das „Fehlen“ von Literatur in einem Werk zu bemängeln, welche erst *nach* diesem erschienen ist. Aber selbst wenn dieser „Oertwig“ rechtzeitig erschienen wäre, hätte ich ihn vermutlich ignoriert, weil er nur von demselben Kaliber sein kann wie Heinrich Löwenthals oder Heinz Knoblochs Feuilletonismen: „Es ist ja doch nur immer derselbe Unfug, der die Beiträge durchzieht.“ (II:362.)

Peter Kersche

Und da sitzt (steht oder liegt) der verdutzte Leser nun mit Kersches Rezension in der Hand und stellt sich die Frage: „Warum, um Himmels willen, schreibt einer zwei dicke Bände über einen mittelmäßig reimenden Versager voll, dessen einziges ‚Verdienst‘ darin besteht, daß seine Frau sich umgebracht hat?“

Eine Anmerkung des Verlegers meines „Stieglitz“ zum Erhalt der Rezension: „Im Übrigen: Zu einer tollen Nachfrage hat die Rezension nicht geführt.“ – Kein Wunder.

Bernd-Ingo Friedrich.  
Wsw. im Januar 2021.

## Anhang

### Ich bin einem Phänomen auf der Spur,

und zwar dem – von mir – so genannten „Geheimrats-Effekt“. Dessen Eigenart besteht darin, den Blick des gebildeten Bürgers auf seinen vergötterten Johann Wolfgang von Goethe (1749–1832 ...) so zu konfigurieren, daß er seine im Übrigen intakte Urteilskraft verliert. Er bewirkt, daß buchstäblich *jeder* sich reflexartig genötigt fühlt, „Göthens“ Weste weiß zu schrubben, sobald er auch nur der schwächsten Spur einer Kritik auf ihr ansichtig wird. Ich entdeckte das Phänomen mehr oder weniger zufällig. – Der Reihe nach.

Um Goethes „chinesische“ Dichtungen gerecht behandeln zu können, wandte ich mich – vermittelt durch meine Freundin „Belise“ von der Mori-Ogai-Gedenkstätte in Berlin – an den renommierten Sinologen Dr. Rainer Schwarz. Ich wollte nicht nur gerecht sein, sondern meine Konfrontation (keinen Vergleich!) dieser Dichtungen mit der Komödie „China“ von Heinrich Stieglitz auch niet- und nagelfest hinbekommen. Immerhin hatte ich vor, eine Art Sakrileg zu begehen.

Dr. Schwarz war anfangs skeptisch. Doch als er begriffen hatte, wohin die Reise gehen sollte, deckte er mich mit Emails ein, die mich wochenlang beschäftigten. Die Arbeit an dem, was eigentlich ein Kapitelchen von elf/zwölf, maximal 23 Seiten in meinem „Heinrich Stieglitz, ein Denkmal“ hatte werden sollen, dauerte gute vier Monate.

Am Ende traute er mir sogar einen Artikel über Konfuzius zu: Er schickt mir ein Bild von Ershi. Diesem folgten die Emails: „Weitere Konfuziusse“, „Und zum Schluss das Allerbest“, „Ergaenzung“, „Bilder vom zentralen Konfuziustempel in Qufu“, „nochmal Konfuzius, Teil 1“, „nochmal Konfuzius, Teil 2“, „nochmal Konfuzius, 3“, „immer noch mehr Konfuzius“, „Nachtrag“, „Warten“, „Konfuzius“, „Zur Konfuziusstatue im Pekinger Konfuziustempel“ und endlich „Verwunderung“, die Auflösung des Rätsels: „Lieber biF,/ ich will Sie keineswegs ersäufen mit dieser Konfuziusflut, ich möchte Ihnen vielmehr vorschlagen, gelegentlich eine Geschichte mit dem Titel ‚Besuch bei Konfuzius‘ zu schreiben, unter beliebiger Verwendung aller Konfuzius-Materialien, die ich Ihnen geschickt habe. Was halten Sie davon? Es muß ja nicht gleich sein.“

Vom Resultat der vorangegangenen Kooperation war Dr. Schwarz schlicht verblüfft: „Sie haben eine erstaunliche Intuition. Und Sie haben Recht. Das Goethe-Chinesisch ist inakzeptabel.“ Dann aber wurde der Doktor krank, und ich stand (sprichwörtlich) da mit einer 96seitigen Abhandlung, die für mein „Denkmal“ viel zu umfangreich und zu speziell war. Die Zufälle, die es im Ostasien-Verlag der bienenfleißigen und riesig netten Drs. Martin Hanke und Dorothee-Schaab-Hanke heimisch werden ließen, übergehe ich. (Damit aus diesem Bericht nicht auch wieder 96 Seiten werden ...) Einig waren wir uns von Anfang an darin, daß wir J. W. v. Goethe auf dem Umschlag gern entbehren würden.

Frau Dr. Schaab-Hanke schrieb mir zu meinem Manuskript: „Die Lektüre Ihres Textes macht viel Spaß, Ihr Ton ist aber auch zuweilen wirklich sehr sarkastisch – mir tut der arme Goethe schon richtig leid, aber ich denke, er hat so viele Lorbeeren bekommen und verdient es einfach auch, mal abgestraft zu werden, da nun mal sicher nicht alles ‚Gold‘ ist, was er produziert hat, gerade auch auf dem ihm doch recht wenig vertrauten Gebiet des Fernen Ostens!“ – Genau!

Das war am 8. Dezember, als die Arbeit an dem „Beiläufigen zur Wahrnehmung Chinas in der Literatur des Biedermeier“ ernsthaft begann. Das Manuskript wurde „rund“ gemacht. Aus 96 wurden 144 Seiten, angereichert mit chinesischen Schriftzeichen und vierzehn tollen Abbildungen. Am 22. Dezember, nach drei Wochen harter Arbeit, erreichte mich die Nachricht mit dem Betreff: „Ihr Buch ist heute erschienen“.

Die Reaktionen der ersten Leser waren zustimmend bis begeistert. Die Verlegerin schrieb mir unter anderem: „P.S. Unser Doktorvater, dem wir ein Exemplar Ihres Buches zu Weihnachten geschenkt hatten, hat sich offenbar richtig daran ergötzt – er schrieb, er habe es praktisch in einem Zug durchgelesen“, und: „meinem Vater, studierter Germanist und langjähriger Deutschlehrer am Gymnasium, haben wir natürlich auch ein Exemplar Ihres Büchleins geschenkt, zu Weihnachten, und er sagte, die Lektüre habe ihm große Freude gemacht“.

Der Schriftsteller U. E. G. Schrock bekannte: „gleich verschlungen hab ich dein – voll gelungenes – China-essay. spannend zu lesen. so eine beziehung zu einem buch, die sich mit etwas recherche erschließt, ist etwas schönes. – ‚wahrnehmung Chinas‘ erinnerte mich etwas an die studienzeit: wissenschaftl., literaturwissenschaftl., ehrlich, wenn man nicht muß, etwa für ein seminar, ist es schwer, so was am stück durchzulesen.“

Eine erste Kritik hatte ich von Herrn Prof. Dr. Jan Philipp Reemtsma erhalten, dem ich mein Manuskript zugeschickt hatte, als es noch heimatlos war. Er gab mir zu bedenken: „Man sollte, glaube ich, nicht versuchen, Goethe entgelten zu lassen, was die Nachwelt sich aus ihm gemacht hat.“ – Diesen Hinweis hatte ich in meiner Einleitung in das Kapitel „Chinesisches von Heinrich Stieglitz und Johann Wolfgang von Goethe“ zitiert und hinzu gesetzt: „Ich bitte meine Leser, beim manchem Folgenden daran zu denken.“

Damit glaubte ich, ausreichend darum gebeten zu haben, das eine oder andere – aber nichts in der Sache! – zu relativieren. Denn tatsächlich hatte ich selbst – wie schon beim Schreiben von *Fürst Pückler und die Frauen* (Spitzkunnersdorf 2010) – mitunter das Gefühl, mit meiner vehementen *Literatur*-Kritik die *Person* des Kritisierten mit zu beschädigen. – Doch *das* ist bei einer solchen Kontroverse eben unvermeidlich. Ich habe letztens Endes nur dermaßen „draufgelangt“, wie weit unverschämtere „Kolleg(inn)en“ seit fast 200 Jahren unisono auf den armen Heinrich Stieglitz eingedroschen haben. „Quod licet jovi non licet bovi“?! Nicht bei mir! Ich lebe ja schließlich in einer Demokratie! Und was Pfusch ist, bleibt Pfusch, auch wenn er von einem A-Promi (oder W = Weimar-Promi) stammt.

Auf Professor Reemtsmas Hinweis bezieht sich auch eine Anmerkung im zweiten Band meiner Stieglitz-Biographie: „Es geht – wie auch im ‚Beiläufigen zur Wahrnehmung Chinas‘ etc. – nicht darum, den (in meinen Augen) sehr geschickten ‚Kunstgewerbler‘ Goethe niederzumachen, sondern darum, die eigenständigen Leistungen Anderer richtig einzuordnen; was allerdings des Öfteren nach sich zieht, den ‚Alten‘ an die gehörige Stelle zurückzusetzen. Das Vorliegende ist kein Anti-Goethe, sondern ein *Pro-Stieglitz*.“ Ehre, wem Ehre gebührt.

Der erste, der sich öffentlich dazu äußerte, war der Antiquar Konrad Hawlitzki im 227. Heft der *Marginalien*. Er fand heraus: „Im Mittelpunkt vorliegender Untersuchung stehen die chinesischen Dichtungen des alten Goethe, aber wer wird dabei an Biedermeier denken?“ – Voll daneben! Aber wer trugschließt, es handle sich bei meinem „Beiläufigen“ um Goethe-Wissenschaft, der darf sich auch über die Kombination Goethe = Biedermeier wundern und „eine neue ‚Fröhliche Wissenschaft‘?“ dahinter vermuten. Wobei diese Gleichsetzung gar nicht einmal abwegig ist. („Ein garstig Lied! Pfui! ein politisch Lied! ...“)

Auch Sebastian Hennig bewegt im *Lindenblatt VII* (2017) vor allem die Frage, ob es denn erlaubt sei, den Geheimrat in der vorliegenden Form zu kritisieren. In seiner Rezension wird der Name Stieglitz 2x *en passant* genannt; der Name Goethe doppelt so oft, und ungefähr die Hälfte des Beitrags gehört ihm, dem Einzigen. Sebastian Hennigs Fazit lautet. „Als einziger Vorwurf bleibt stets das unverschämte Glück seiner Existenz bestehen.“ – Und die 20 Seiten 81 bis 110 mit dem exakten, bis in einzelne chinesische Schriftzeichen hinein geführten Nachweis, daß und warum es sich „bei Goethes chinesisch-deutschen Gedichten um allenfalls mittelmäßige, oberflächlich auf Chinesisch getrimmte Verse [handelt], in denen ‚unmöglich‘ auf ‚unerträglich‘ und ‚Blick‘ zu ‚Glick‘ sich reimen muß“? – Erdnüsse?

Ein Freund, Lehrer am Pößnecker Gymnasium, schrieb mir, er könne mit dem tollen Büchlein leider gar nichts anfangen, denn er lebe ja hier – *in Thüringen!* Einer seiner Kollegen, ein Deutschlehrer, schikaniere sogar Schüler, von denen er weiß, daß sie Goethe nicht mögen.

Viele Gesprächspartner, die mir – sogar durch die Telephondrähte hindurch sichtbar stirnrunzelnd – ihre Zweifel an meiner Kompetenz usw. andeuteten, bestärkten mich in dem Verdacht, daß es sich bei dem oben skizzierten Phänomen um eine Art Massenpsychose handeln muß. Goethe muß irgendetwas geschrieben haben, das ähnlich wirkt wie Jean-Baptiste Grenouilles Meisterduft am Ende von Patrick Süßkinds Roman *Das Parfum*.

Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wenn man *dieses Etwas* isolieren & kultivieren könnte ...

(Bernd-Ingo Friedrich, 7.12.2018.)